

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

U n t e r h a l t u n g s b l a t t.

N^o 114.

(VII. Jahrgang.)

Donnerstag, den 12. Mai.

1836.

Die beiden Perlenchnuren.

(Von Caroline Leonhardt.)

(Fortsetzung.)

Wallbrück lebte am Hofe ein äußerlich glänzendes, doch innerlich leidenvolles Daseyn, das ihm nach und nach allen Frohsinn raubte. Die Gnade des Prinzen, sein seltenes Talent erwarben ihm überall Freunde und Verehrer, seine wunderbare Schönheit gewannen ihm alle Herzen, die Frauen liebten ihn, obgleich sie sich in seiner Nähe befangen fühlten; aber fast täglich sah er Armidens Antlitz bleicher werden, aus Sehnsucht und Qualen der Eifersucht, und schalt sich bitter, daß er seinen Gönner, seinen Freund, den Prinzen, täuschte, und doch schien es ihm grausam, das Herz eines Weibes zu zerreißen, das ihm so innig ergeben war. Nicht freie Wahl band sie an den Prinzen, der Prinz, das sah er wohl, liebte sie nicht, und ihr Verhältniß zu ihm war ja das reinste.

Seit ihm Agnesens milde Augen nicht mehr begegneten, seit er Armiden nicht mehr zeugenlos sah, liebte er sie glühender, als früher; er wußte, daß ein Anderer Rechte an sie hatte; das brachte ihn oft zur Verzweiflung. Jetzt ließ sie sich von ihm für den Fürsten malen, und verließ die Oberhofmeisterin, eine wahrhafte spanische Camarera majora, einmal das Zimmer, so peinigte ihn ihre Eifersucht, und er mußte ihr von jeder Stunde, von jedem Gedanken Rechenschaft geben, wollte er sie nicht verzweifeln sehen.

Krankheit hielt die Oberhofmeisterin in ihrem Zimmer. Die Hofdame, welche jetzt Armidens Hüterin war, wußte sie auf eine feine Weise im Nebenzimmer zu beschäftigen, und so sahen sich nach langer Trennung die Liebenden wieder allein. Armida weinte freudig und schmerzlich bewegt, er sah sie vor sich stehen, das schöne, stolze Weib, ganz Stolz und Milde, ohne den Stolz der Fürstin. Sie erblickte und ehrte nur den schönen, edlen, geliebten Mann in ihm. So liebenswürdig, so hintersinnig

hatte Wallbrück sie nie gesehen. Er wagte es nicht, er vermochte es nicht, in diesem Augenblicke ihr zu sagen, daß er nach Italien gehen wolle, um ihr, um sich Frieden zu geben. Er drückte ja wieder ihre Hand an seine Lippen, nannte sie Armida, seine Angebetete. Konnte er so früh von seinem Glücke scheiden?

Prinz Theodor, der sich bisher Armiden wenig näherte, erschien jetzt öfter, als früher in ihren Gemächern, er hatte ihr musikalisches Talent bemerkt, das dem Agnesens wenig nachstand, und fühlte sich dadurch mehr zu ihr hingezogen. Sie sang mit Fertigkeit und Gefühl, der Prinz hielt sie nicht mehr für so kalt und unzugänglich; er glaubte: das stolze Herz wolle erworben seyn, und fing an, ihr mehr zarte Aufmerksamkeit zu bezeigen, als früher.

Wallbrück bemerkte das veränderte Betragen seines fürsüßlichen Freundes, er wollte nicht länger Störer dieser Ehe seyn, und drang so lange in den Prinzen, bis dieser ihm Urlaub zu einer Reise nach Rom gab, woselbst er ein Jahr verweilen wollte. Durch ihren Gemahl wurde die Prinzessin von Wallbrück's Abreise unterrichtet. Sie hatte Gewalt genug über sich, um ihren Schmerz zu verbergen, und fand Kraft, Wallbrück an Pflichtgefühl nicht nachzusehen.

Eine Stunde, um ihn noch einmal allein zu sprechen, fand sie. Sie trat ihm ruhig entgegen. »Gehen Sie,« sprach sie mild, »ich fühle es, wir müssen scheiden, soll Eins von dem Andern ein reines Bild behalten. Schreiben Sie nicht an mich, ich höre wohl zuweilen durch fremden Mund, wie mein ferner Freund lebt. Nach Jahresfrist sind wir Beide ruhiger, oder Eins von uns ist vielleicht todt.« Sie ging zu einem Puztische und reichte ihm ein Kästchen von hellblauem Sammet mit ihrem Namenszuge gestickt. Er drückte es an seine Lippen. Es enthielt ja, so glaubte Wallbrück, die Locke, welche er schon oft von ihr erbeten und die sie ihm schon zugesagt hatte.

Noch einmal küßte der Scheidende die Hand der Prinzessin und schlich dann traurig durch die hohen Prunkgemächer.

Fieberfroß durchzuckte ihn, als er sein einsames Zimmer betrat, er fühlte sich so leidend, daß er nicht einmal das Geschenk der Prinzessin näher betrachtete. Mit jeder Minute wuchs das Uebel, und der herbeigerufene Arzt fand ihn besinnungslos.

Während Wallbrück leidend und selten seiner Sinne mächtig das Bette hütete, litt Armida unbeschreiblich. Eine junge Hofdame, welche vorzüglich von der Prinzessin begünstigt ward, erzählte derselben, daß man endlich wisse, warum der Baron Wallbrück stets die schönsten Damen übersehen habe. Armida erglühte, die Hofdame fuhr unbefangen fort: ein Verwandter von ihr und Freund Wallbrück's habe an einer goldnen Kette, die der Maler auf dem Herzen trage, jüngst ein Bildniß entdeckt, ein wunderhohes Frauenbild, mit dunklen, milden Augen und dunkelbraunen Locken; er habe auch einst auf seinem Schreibetische ein Gedicht mit der Ueberschrift: »An Agnes« erblickt. Armida schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß ihre Schwester Agnes das Original dieses Bildes sey. Sie entfernte die Hofdame und zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Allein überließ sie sich dem heftigsten Schmerze; sie sah sich getäuscht, verrathen. Agnes war die Geliebte, nicht sie. Der Schwester Bild trug er auf dem Herzen. Alles, was sie bisher beglückt hatte, war hin. Tausend Pläne durchkreuzten ihre Seele; bald wollte sie ihn durch Großmuth beschämen, dann wieder sich fürchterlich rächen. Sie haßte ihn, ihre Schwester, sie wollte Alles, was sie sich von einem Verhältniß zwischen Wallbrück und Agnes erdichtete, bis sie es endlich für wahr hielt, dem Fürsten entdecken, und fühlte sich doch schuldiger, als die unvermählte Agnes. Wie sehr sie ihn geliebt hatte und noch liebte, lernte sie erst durch diesen Haß, diese Rachsucht kennen. Einem Herrn hatte sie um seinetwillen entsagen wollen, und er hatte ein anderes Bild im Herzen getragen, während er ihres Herzens gewiß war, ihre Liebe sein Glück nannte.

Und mit diesem Herzen voll Dual mußte sie beim Hofball erscheinen, ihren Kummer hinter einem lächelnden Antlitze verbergen!

(Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Rettung in der Bartholomäusnacht.

Tantane religio*) potuit suadere malorum?

Enn.

Bei den Missethaten der Bartholomäusnacht in Paris, wo man allen Hugenotten den Tod geschworen hatte, besorgte ein Koftäufcher, daß Herr de la Force und

seine Familie, die Hugenotten waren, ebenfalls in die Hände der fanatischen Mörder fallen würden. Herr de la Force stand mit diesem Manne dadurch in Verbindung, daß Ersterer vielfältig von ihm Pferde kaufte. Da der Koftäufcher Zeuge von den Greueln war, die man um und neben ihm an den Hugenotten verübte, so trieb ihn sein menschliches Gefühl unwiderstehlich an, Alles zu versuchen, um einen braven Mann und dessen Angehörige zu retten.

Er ging vor das Louvre, um über das Wasser nach der Seinestraße sich übersetzen zu lassen, wo de la Force wohnte. Aber alle Fahrzeuge waren angehalten. Er lief nun nach den Tuilleries, wo gewöhnlich solche Fahrzeuge lagen. Auch hier konnte er keins bekommen. Er entschloß sich jetzt rasch, zog seine Kleider aus, hielt sie über den Kopf empor, stürzte sich in die Seine, schwamm glücklich nach dem entgegengesetzten Ufer, gelangte in de la Force's Wohnung, benachrichtigte ihn von den Greueln und lief dann zu dessen Bruder, einem Herrn von Caumont, um ihn ebenfalls zu warnen. Kaum hatte Caumont diese Nachricht erhalten, so theilte er sie den Vornehmsten des Adels in der Vorstadt St. Germain, seinen Glaubensgenossen, mit; man versammelte sich und berathschlagte, wie man sich vor dem drohenden Unglück sicher stellen könne.

Nach Caumont's Rath beschloß man, sich sogleich zu dem Könige Carl IX. zu begeben, in der Voraussetzung, daß diese Meuterei wider seinen Willen angestiftet sey, und sie gingen nun alle nach der Seinestraße. Sie konnten aber nicht nach dem Louvre kommen, denn alle Fahrzeuge waren auf die andere Seite des Flusses gebracht worden. Diese Vorkehrung überzeugte sie, daß sie in größerer Gefahr schwebten, als sie gefürchtet hatten, und jetzt um so ernstlicher auf ihre Sicherheit bedacht seyn mußten.

Sie faßten den Entschluß, wieder umzukehren, sich schleunigst zu rüsten und zu bewaffnen, zu Pferde zu steigen und nach der Wiese Pré aux Clercs zu reiten. Dort im Fall eines Angriffs, ihr Leben theuer zu verkaufen, und, wenn es noch möglich, das freie Feld zu gewinnen und sich auf ihre Güter zu begeben.

Mit Tages Anbruch, den 25. August 1572, erhielten sie die Nachricht, daß alle Fahrzeuge auf der Seine mit Soldaten angefüllt wären, und daß diese, sobald sie an's Land stießen, längs der Seinestraße streifen.

Der gefaßte Beschluß wurde ausgeführt. Fast alle adlige Hugenotten der Vorstadt St. Germain begaben sich nach der erwähnten Wiese und traten von dort ihre Flucht nach ihren Gütern an. Unter ihnen befanden sich auch Herr de la Force und sein Bruder v. Caumont; aber auf dem Wege nach der Wiese kehrte der Erstere nach seiner Wohnung um, denn er vermisse seine Kinder, und diese wollte er nicht verlassen. Angekommen in sein Quartier, ließ er die Thüren verschließen und verriegeln, und begab sich in sein Zimmer.

Plötzlich ward das Haus von Soldaten umringt,

*) Die Christlich-Katholische Religion im 16. Jahrhundert.

Ann. d. Reb.

und Viele schrien wüthend und unter heftigen Schmähungen: »Aufgemacht!«

Um die Wuth dieser rohen Masse nicht noch mehr zu reizen, befahl er einer Magd, die Thür zu öffnen, fest entschlossen, ruhig zu erwarten, was Gott über ihn verhängt habe.

Kaum war dies geschehen, so stürzte der Haufe in's Haus und in den Hof. Ein Hauptmann, Namens Martin, war ihr Anführer. Mit dem Degen in der Faust, begleitet von einer großen Zahl seiner Soldaten, trat er in das Zimmer, wo sich Herr de la Force mit seinen beiden Söhnen, deren Kammerdiener und Pagen befand. Beim Eintritt schrie er: »todtgeschlagen! Alles todtgeschlagen!« — Er ließ nun alle Bewohner des Hauses entwaffnen, und diese Waffen in eine Ecke des Zimmers stellen, dann sagte er zu Jedem: »Bete, wenn Du willst, denn Du mußt in diesem Augenblick sterben.«

Herr de la Force verlor nicht die Ruhe seines guten Gewissens; mit großer Standhaftigkeit sagte er zu dem Hauptmann:

»Mein Herr! thun Sie, was Ihnen beliebt und was Sie verantworten können. Ich habe überdies nur noch wenige Tage zu leben! — Nur schonen Sie diese zarten

Kinder (auf seine Söhne zeigend)! — Sie haben Keinen beleidigt, und durch ihren Tod können Sie nicht viel gewinnen. Ich erbiere mich zu einem ansehnlichen Lösegeld, das nicht zu verschmähen ist.«

(Fortsetzung folgt.)

Georg Friedrich Händel.

Nächst Deiner großen Kunst und Meisterschaft,

Befasest Du viel Witz und Geisteskraft.

Als Dir nun einmal zugemuthet ward —

Zust hatte man Dir eingekauft den Bart —

Auf Orzelstück, die wollt ein Pfaff' eiden,

Fein säuberlich auch mit zu subscribiren,

Eprangst Du unwillig schnell vom Sessel auf,

Und liebest Deiner Junge freien Lauf:

„Ein Geistlicher will Orzelstücke schreiben?

Warum nicht Predigten? — Beim Leisten bleiben

Soll jeder Schuster, wie das Sprichwort sagt!“

Seht leider! gibts — den Mufen sey's geklagt —

Noch Manche, die das Sprichwort nicht beachten,

Und statt zu beten nur zu singen trachten! —

G. Bachmann.

Neuestes Leben und Treiben auf unserem Planeten.

Mainz, den 16. April 1836.

(Schluß.)

Einen nicht uninteressanten Gerichtsfall will ich Ihnen jetzt erzählen, wie er dieser Tage vor unserem Assisenhofe verhandelt wurde. Das Verbrechen betraf freilich keine solche das Gefühl empörende Vergiftungsscene, wie wir sie leider im vorigen Jahre vor den Schranken des Assisenhofs sahen; aber es betraf doch das Leben eines Menschen, grausam geopfert dem Haß und der Bosheit! Der Fall ist folgender: Ein Tagelöhner zu Rakenheim (bei Mainz), Namens Georg Fey, Familienvater und früher in Militärdiensten, nach allen Zeugnissen ein ungesitteter Mensch, haßte einen dortigen, begüterten Burschen, mit Namen Jakob Junker, und zwar deswegen, weil dieser ihn durch eine Zeugenaussage einstens in eine achttägige Gefängnißstrafe brachte. Der Abend des 29. Nov. 1835 war ausersuchen, um diesem Haße einen traurigen Ausgang zu geben. Beide befanden sich in einem Wirthshause ihres Dorfes und unterhielten sich mit ihres Gleichen. Plötzlich kam Fey zu Junker und sagte: „Du bist ein schlechter Kerl, wenn Du noch jetzt behauptest, was Du damals vor Gericht ausgesagt hast.“ Junker wollte sich dem Menschen entziehen, und schwieg. Dem Fey aber war damit nicht gedient. Er wiederholte seinen Ausdruck „schlechter Kerl“ gegen Junker noch mehrere Male, bis dieser erhist wurde, und den Störfried bei der Brust faßte. Das schien eine einfache Balgerei, sonst nichts, zu geben. Doch riethen Einige dem Junker, Fey zu lassen, weil dieser gleich „steche,“ wie sie sich ausdrückten. Wirklich sah man, wie Fey während dieser Schlägerei immer die eine Hand verborgen in der Hosentasche hielt, bis er sie plötzlich nebst einem länglichen Messer herauszog, weit ausholte, und den Junker das Messer in den Unterleib stach. Er

zog dann dasselbe aus der Wunde, warf es unter den Wirthstisch, und suchte durch die Thür und durch das Fenster zu entschlüpfen. Der Verwundete ward zu einem Chirurgen gebracht, wo man die Eingeweide vorhängend, und einen Bluterguß in die Unterleibshöhle fand, in Gefolge welches er, trotz aller angewandten Hilfe am zweiten Tage nach der Verwundung starb. — Bei der Assisenverhandlung, wie auch schon bei den Voruntersuchungen, behauptete der Mörder, er sey betrunken gewesen, und wisse von dem ganzen Hergang der Sache nichts. Er leugnete Alles, selbst dasjenige, was Entlastungszeugen Günstiges für ihn ausagten, und bewies eine merkwürdige Kälte und Theilnahmslosigkeit an dem ganzen Acte der Verhandlung. Das Zeugenverhör fiel natürlich nicht zu seinen Gunsten aus. Es waren 15 Belastungszeugen und nur zwei Entlastungszeugen gegenwärtig. Das Messer, was bei der Verhandlung vorlag, wurde nicht nur von vielen Zeugen als dasjenige erkannt, mit welchem Fey die Verwundung beibrachte, sondern auch als dasjenige, was er immer bei sich trug, und welches er mehreren Zeugen schon vor dem 29. Nov. oftmals gezeigt und gepriesen hatte. Außerdem sagten sehr viele Belastungszeugen aus, Fey sey durchaus bei der That nicht betrunken gewesen, habe auch durchaus, wie die beiden Entlastungszeugen anzugeben für gut fanden, bei der Schlägerei mit Junker von diesem keine grobe Mißhandlung (schwere Schläge, Fußtritte) erlitten, was etwa zu dieser furchtbaren Nothwehr hätte führen können. Daß Fey durch das Fenster zu fliehen versuchte, wobei er sich sogar verwundete, daß er ferner das verlegende Messer erst schnell verbergen wollte, und als ihm das nicht gelang, es unter den Tisch warf, alles das wurde von verschiedenen Zeugen ausgesagt. Endlich erklärte der behandelnde Wund-

arzt, nach seiner und der meisten Anatomen bester Ueberzeugung, daß die Verletzung Junker's absolut tödtlich gewesen sey. — Die Staatsbehörde klagte daher in ihrem Vortrage den Jakob Fey des freiwilligen Todtschlags an Jakob Junker an, und sie hatte aus den Zeugen vorher Momente genug, wodurch sie diese Anklage motiviren konnte. Ihr Vortrag war klar und bündig. — Darauf trat der geschickte Verteidiger, Dr. Krämer mit seinem Plaidoyer auf. Es war ein schweres Stück Arbeit bei diesen Indicien; aber so schwer es war, so geistreich war es auch. Krämer vergaß kein Moment, das seinem Clienten hätte günstig werden können; er baute auf die Angabe der Entlastungszeugen, daß Fey durch schwere Schläge zur That gereizt worden sey; er stellte in Abrede, daß Fey bei der That nüchtern gewesen sey, er stellte auch die absolute Lethalität der Verwundung in Abrede, und machte den Nachtheil des Transportirens des Verwundeten von einem Hause zum andern geltend. Auch Fey's frühere Aufführung, seine Familienverhältnisse, seine Verhältnisse den Zeugen gegenüber, kurz Alles wurde von der umsichtigen Verteidigung berührt, und behauptet, die Geschwornen müßten durchaus die mildere Seite der Handlung unter diesen Umständen in Betracht ziehen. — Der Präsident des Hofes schritt dann — nachdem die Staatsbehörde noch einmal mehrere Punkte der Verteidigung nicht ohne siegende Gewalt der Wahrheit widerlegt hatte, — zu dem Resümé. Das war ebenfalls trefflich! Mit Umsicht und Unparteilichkeit führte der Präsident den Geschwornen noch einmal alle wichtigen Momente vor die Seele, und gab ihnen Haltpunkte für ihre Beurtheilung. Darauf aber legte er ihnen zwei Fragen vor, die ungefähr folgenden Inhalts waren:

- 1) Hat Fey dem Junker den Stich beigebracht, und ist dieser in Gefolge des Stiches gestorben?
- 2) Ist Fey zu dieser That durch grobe Mißhandlungen von Seiten Junker's gereizt worden?

Die Geschwornen entfernten sich in ihr Rathungszimmer; kehrten aber bald zurück, und beantworteten die erste Frage mit Ja, die zweite mit Nein. Darauf wurde Fey vom Assisenhofe zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, zur Ausstellung an den Pranger, und zur Erstattung der Proceßkosten verurtheilt.

Berlin, den 20. April 1836.

Die Schwindlerin, die ich schon vorläufig erwähnt, ist ein Seitenstück zu der Gärtnerstochter aus Charlottenburg. Sie stammt von französischen Eltern ab, und wurde in ihren jüngern Jahren die Maitresse eines reichen Cavaliers, der hohe Staatsämter bekleidete. Er erzeugte mit ihr zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; ihrer Anmaßungen überdrüssig, fand er nöthig, sie ganz von sich zu entfernen. Indessen wollte er ihre und ihrer Kinder Zukunft sicher stellen. Er zahlte ihr daher ein Befriedigungsquantum von 10,000 Thlr. für sich und ihre Kinder, wogegen sie alle weiteren Ansprüche an ihn entsagen

mußte. Unüberlegter Weise hatte er bei der Zahlung dieser Summe keine Vorsichtsmaßregeln beobachtet, durch die die Verwendung dieses Capitals zum Besten ihrer Kinder beschränkt wurde. Statt von den Zinsen und dem Vermögen, das sie aus dem Nachlaß ihrer Eltern besaß, anständig zu leben, fröhnte sie dem Luxus und der Ueppigkeit. Als ihre Tochter herangewachsen, legte sie es darauf an, daß dieselbe Maitresse einer fürstlichen Person würde; dieser Plan scheiterte aber. Die Mutter nahm nun ihre Zuflucht zum Schuldenmachen, und importirte Vielen dadurch, daß sie die vornehme Dame spielte. Der Tod des Mannes, dessen abgefundene Maitresse sie gewesen, gab ihr einen neuen Spielraum zu Intriguen. Sie machte Ansprüche, dessen Miterbin für sich und ihre Kinder zu seyn, wodurch sie, wenn solches gegründet gewesen, in den Besitz von 100,000 Thlr. gekommen seyn würde. Sie wandte sich deshalb an einen Justiz-Commissar, der wegen Betrügereien vor einigen Jahren landflüchtig geworden, und sich jetzt in Paris aufhalten soll. Er riet ihr, zu behaupten: daß sie nicht Maitresse, sondern verlobte Braut des Verstorbenen gewesen sey, mithin auf alle Rechte einer Braut Anspruch machen könne. Seine anderweitigen Betrügereien hinderten ihn aber, sein rabulistisches Project durchzuführen; er nahm die Flucht, und sie wurde mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

Dieser Proceß gab ihr indeß ein Mittel an die Hand, immer neue Schulden zu machen. Sie sprach nicht nur davon, daß sie als die Braut des verstorbenen Cavaliers, für seine rechtmäßige Gemahlin gelte und ihn als solche beerben müsse, sondern auch, daß der verlorbene Adel ihrer Familie wieder erneuert werden sey. Sie suchte hauptsächlich Personen aus den niedern Ständen auf. So hat sie z. B. der Witwe eines Dieners in einer Freimaurerloge nach und nach ihr ganzes Vermögen abzuschwächen gewußt, bis diese, da sie endlich den Betrug gemerkt, um nicht Hungers zu sterben, das Wenige was sie noch von dieser Schwindlerin gerettet hat, dazu angewendet, sich in ein Hospital einzukaufen.

Als die Polizei in ihrer Abwesenheit anlangte, wurde das Zimmer geöffnet, man fand zwei Kinder, halb verschmacht und abgedrängigt, die sie zu ihrer Bedienung von armen Eltern zu sich genommen hatte. Was sich in dem Zimmer, als ihr Eigenthum befand, war blutwenig, die sämmtlichen Meubeln waren gemiethtet.

Eine Herumtreiberin in einer großen Stadt zu ermitteln, ist schwierig. Sie hatte sich klüglich außerhalb der Stadt aufgehalten, war jedoch wieder in solche zurückgekehrt und hatte wieder Obdach gefunden.

In dem Hause lagen zwei Soldaten in Quartier; sie machte mit dem Einen Bekanntschaft und bat ihn, ihr für einen Abend seine Uniform zu leihen, weil sie solche anziehen und in dieser Verkleidung in einer befreundeten Familie, sich einen unschuldigen Scherz machen wolle. Er lehnte ihr Ansuchen ab, weil seine Montirung ihr nicht passen würde. Er ging endlich gutmüthig auf ihre Bitte ein. Verkleidet ging sie fort, ließ sich aber nicht wieder sehen. Erst am zweiten Tage ist sie ergriffen worden.

Unter Verantwortlichkeit der Verlags-handlung C. F. J. Hartmann in Leipzig.